

Dr. Dr. Joachim Kahl (Marburg)

Weisheit der Waage – Weisheit des Windes

Michel de Montaignes Beitrag zu einer Philosophie der Lebenskunst Lesehilfen zur neuen Montaigne Gesamtausgabe

Im Herbst 1998 erschien im Eichborn-Verlag eine neue Gesamtausgabe der „Essais“ von Michel de Montaigne, übertragen in modernes Deutsch durch Hans Stilett, prächtig ausgestattet im altmodisch-ehrwürdigen Quartformat (das heißt: größer als DIN A 4), in Leinen gebunden mit Goldprägung.

Nahezu gleichzeitig kam im Campus-Verlag eine neue Montaigne-Biographie heraus, die bereits weitgehend im Zitatenteil auf die Stilett-Übersetzung zurückgreift. (Jean Lacouture, Michel de Montaigne. Ein Leben zwischen Politik und Philosophie, Frankfurt/M / New York, 1998)

Ohne auf die philologische Qualität der Textausgabe einzugehen, die ich nicht überprüft habe, sei eingangs festgestellt: Es ist eine Lust, *in* dieser Ausgabe zu lesen. Montaigne, ein Hauptvertreter skeptischen Philosophierens in Europa, wird hier in elegantem Deutsch zugänglich.

Gleichwohl möchte ich ein Missbehagen nicht unterschlagen, das sich bei der Lektüre gerade der voluminösen Gesamtausgabe fast unvermeidlich einstellt. Die Schätze Montaignescher Philosophie sind versteckt unter viel leerem Stroh und müssen auf den 565 großformatigen Seiten erst aufgespürt werden.

Montaignes essayistischer, bewusst unsystematischer Stil mit meist willkürlichen Kapitel-Überschriften leidet an Geschwätzigkeit und Langatmigkeit. Zumal heutige Leser werden dadurch leicht erschreckt.

Hemmungslos berichtet der Autor – in vielen Einzelheiten – über seine körperlichen Funktionen und ihre Störungen: über seine Nierensteine, seine Verdauung, Verstopfung, endliche Darmentleerung und die Form der Exkreme.

Ein Wust von Zitaten lateinischer und griechischer Klassiker – bei ihm in der Originalsprache, bei Stilett dankenswert ins Deutsche übersetzt – , schier endlose historische, ethnographische und religionskundliche Beispielreihen, oft anekdotisch aufgeplustert, sollen einen Gedankengang bekräftigen. Meist verbreiten sie nur Langeweile, wie bereits Hugo Friedrich in seinem Standardwerk „Montaigne“ (Tübingen und Basel, 1993, 3. Aufl., Seite 24) zu Recht feststellt.

Diese stilistischen Eigentümlichkeiten sind eine persönliche Schwäche Montaignes und nicht notwendig mit der essayistischen Form verbunden. Allerdings erschweren, ja verhindern sie eine kontinuierliche Lektüre der 107 Essays in drei Bänden.

Nachdem ich diese Warnung vorausgeschickt habe, stelle ich im Folgenden den Ertrag meiner Montaigne-Lektüre zusammen. Ich setze zwei Titelformulierungen darüber: Weisheit der Waage – Weisheit des Windes.

Die Waage als Sinnbild Montaignescher Philosophierens ist bekannt. Er hat sie eigens auf einer Schaumünze für sich prägen lassen (abgebildet auf dem Buchrück-

ken der neuen Ausgabe). Die beiden gleichen, ausgependelten Schalen sollen darstellen: Die Welt insgesamt und das menschliche Individuum sind eine Einheit von Gegensätzen. Lebenskunst heißt, sie möglichst auszubalancieren – mental und sozial.

Ein charakteristisches Beispiel für diese ausgeglichene Haltung, die jedem schroffen Entweder – Oder abhold ist, findet sich in Montaignes vielzitiertem Ausspruch über die zwei Kerzen, die er opfern würde. *„Ich könnte im Notfall wahrhaftig – und ich scheue mich nicht, es zu gestehen – wie jenes alte Weiblein in der Sage ohne Bedenken dem heiligen Michael eine Kerze darbringen und eine zweite seinem Drachen.“* (392; hier und im Folgenden beziehen sich die Seitenangaben auf die Stilett-Ausgabe.)

Im Sinne der Feuerbachschen Religionskritik auf den Begriff gebracht, heißt das: Montaigne begrüßt den Sieg des Lichtes und des Geistes. Aber er erkennt auch die unverzichtbare Rolle der Finsternis und der geistlosen Materie.

Mit seinen eigenen Worten: *„Unser Leben ist wie die Harmonie der Welt aus Gegensätzen zusammengefügt, aus ungleichen Tönen: weichen und harten, hellen und dunklen, sanften und strengen. Ein Musiker, der nur die einen liebte – was hätte der uns schon zu sagen? Er muß sie vielmehr gemeinsam zu benutzen und recht zu mischen wissen: wie wir das Gute und das Böse, die beide unserm Leben weseneigen sind.“* (550)

Der Weisheit der Waage entspricht ein tiefer Sinn für die existenzielle Gleichheit aller Menschen, für eine einheitliche

menschliche Substanz – unbeschadet aller individuellen Besonderheiten, die Montaigne ausdrücklich hervorhebt. *„Das Leben Caesars enthält für uns nicht mehr Lehren als das unsere: ob eines Kaisers oder eines einfachen Mannes Leben, stets ist es allem ausgesetzt, was Menschen begegnen kann.“* (542)

Oder mit anderen Worten Montaignes: *„Wenn wir hingegen einen Bauern und einen König betrachten, einen Adligen und einen Bürgerlichen, eine hohe Amtsperson und einen gewöhnlichen Sterblichen, einen Reichen und einen Armen, dann springt uns prompt ein riesiger Unterschied in die Augen, obwohl sie sich doch, so könnte man sagen, durch nichts anderes als ihre Hosen unterscheiden.“* (134)

Montaigne entwickelt ein egalitäres Menschenbild, das nicht mehr an ständische Rangordnungen gebunden ist. Geburtsadel verwandelt sich in Wesensadel. Ohne irgendwelche sozialrevolutionären Anwendungen betont Montaigne gleichwohl – im Sinne der Waage und ihrer Ausgewogenheit: *„Ich finde jedenfalls die Gemeinwesen am gerechtesten, die am wenigsten Ungleichheit zwischen Herr und Diener zulassen.“* (409)

Montaignes herrschaftskritische und adelskritische Haltung, die an Mark Aurel erinnert und auch von ihm mit inspiriert ist, lässt keinen König „von Gottes Gnaden“ und keine höhere Rasse zu. Mit unvergesslichen Worten, die auch heute noch ergreifen, teilt er uns mit: *„Ganz gleich, was man uns predigt, ganz gleich, was wir lernen, stets sollten wir bedenken, daß es der Mensch ist, der gibt, und*

der Mensch, der empfängt; eine sterbliche Hand reicht es uns, und eine sterbliche Hand nimmt es entgegen.“ (281) „Wir mögen auf noch so hohe Stelzen steigen – auch auf ihnen müssen wir mit unseren Beinen gehen; und selbst auf dem höchsten Thron der Welt sitzen wir nur auf unserem Arsch.“ (566)

Weisheit der Waage – Weisheit des Windes. Was ist die Weisheit des Windes? Mit der „*Weisheit des Windes*“ bezeichne ich Montaignes Spielart der alten heraklitischen Einsicht, dass alles unaufhörlich in Bewegung ist. An die Stelle des Wassers tritt der Wind. Damit verschiebt sich freilich der Sinn des stetigen Wandels in eine „windige“ Richtung. Die Weisheit des Windes ist die metaphorische Verdichtung von Montaignes charakteristischer Skepsis.

Ohne jeden Bezug auf Wind oder Wasser, aber nicht weniger metaphorisch heißt es bei ihm zunächst: „*Die Welt ist nichts als ein ewiges Auf und Ab. Alles darin wankt und schwankt ohne Unterlaß: Die Erde, die Felsen des Kaukasus und die Pyramiden Ägyptens schaukeln mit dem Ganzen und in sich. Selbst die Beständigkeit ist bloß ein verlangsamtes Schaukeln. (...) Ich schildere nicht das Sein, ich schildere das Unterwegssein.*“ (398)

Das Sinnbild des Windes fügt dem Aspekt steter Veränderlichkeit die Bedeutungsebene des Nichtigen und Eitlen hinzu. Montaigne folgt hier dem alttestamentlichen Prediger Salomo, Kohelet, den er als einzigen biblischen Autor uneingeschränkt verehrte. „*Alles ist eitel*“ – „*per omnia vanitas*“, diese lateinisch formulierte Kernsentenz des Kohelet hatte er an einem Deckenbalken seiner Bibliothek in

Schlossturm seines Landsitzes bei Bordeaux angebracht (mitsamt über fünfzig anderen Zitaten antiker Autoren).

Montaigne findet folgende Worte für diese Einsicht: „*Man sollte den Lüsten weder nachlaufen noch vor ihnen wegrennen – man sollte sie willkommen heißen. Ich nehme sie sogar mit etwas bereiteren und breiteren Armen auf als üblich, denn ich folge leichter meinem natürlichen Hang. Ihre Nichtigkeit groß herauszustellen können wir uns ersparen, wir bekommen sie ohnehin deutlich genug zu spüren. (...) Doch auch ich, der ich mich rühme, die Annehmlichkeiten des Lebens mit so ungemeiner Gier zu ergreifen, finde, wenn ich sie mir genauer betrachte, fast nur Wind darin. Wie auch anders? Wir sind ja selbst eitel Wind! Der Wind freilich, weiser als wir, hat seine helle Freude am Sausen und Brausen und findet seine Erfüllung in dem, was seines Amtes ist, ohne auf Bestand und Dauer aus zu sein, die ihm wesenfremd sind.*“ (559)

Was der Wind ohne Bewusstheit tut, der Mensch soll es wissentlich und willentlich vollziehen: frohgemut seinen Aufgaben nachgehen, ohne dass ihnen freilich ein höherer oder tieferer Sinn abzugewinnen wäre. Diese skeptische Absage an einen metaphysischen Welt- und Lebenssinn wird annehmbar mit Hilfe einer subtilen Unterscheidung, die Hugo Friedrich vornimmt. Im Sinne Montaignes grenzt er die „*Nichtigkeit*“ (*vanité*) des menschlichen Lebens von dessen „*Nichtswürdigkeit*“ ab. Die „*objektive Nichtigkeit, aus welcher der Lebensstoff besteht*“ (287), sei keineswegs gleichbedeutend mit dessen „*Nichtswürdigkeit*“ (286)

Insofern kommt in der Tat bei Montaigne keine tragische, zynische oder nihilistische Stimmung auf. Fernab aller hämischen Misanthropie läuft es auf die Empfehlung eines maßvollen Lebensgenusses hinaus, eines Lebensgenusses, der eingedenk bleibt seiner Vergänglichkeit, Belanglosigkeit, Zerbrechlichkeit.

Im Gesamtgefüge des Seins ist unser Leben nur eine „winzige Sekunde“, ein „Blitzstrahl im endlosen Lauf einer ewigen Nacht – eine kurze Unterbrechung nur des uns von der Natur zugewiesenen Dauerzustandes“. „Es ist der Tod doch, der alles Zuvor und Danach dieses Augenblicks besetzt hält, ja noch ein gut Teil von ihm selbst.“ (263)

Montaignes Stellung zum Tod hat eine gewisse Wandlung erfahren. Anfänglich teilte er die stoische Auffassung „Philosophieren lernen heißt sterben lernen.“ So lautet der Titel des frühen Essays Nr. 20. Später akzentuierte er diese Auffassung um zugunsten von Ansichten, die bereits Epikur vorformuliert hatte. Danach ist der Tod „zwar das Ende des Lebens, aber nicht dessen Ziel; zwar sein Schlußpunkt, seine äußerste Grenze, aber nicht sein Zweck“ (531). Der Zweck des Lebens ist das Leben selbst.

Eine charakteristische Eigentümlichkeit von Montaignes Lebenskunst ist die Idee eines „Hinterstübchens“ (einer „arrière boutique“), eines höchst persönlichen Freiheitsraumes, in den niemand anderes hineinregieren kann.

„Frauen und Kinder, Vermögen und vor allem Gesundheit zu besitzen sollte jeder anstreben, der kann; aber wir dürfen uns

nicht so fest hieran binden, daß unser Glück davon abhängt. Wir müssen uns ein Hinterstübchen zurückbehalten, ganz für uns, ganz ungestört, um aus dieser Abgeschlossenheit unseren wichtigsten Zufluchtsort zu machen, unsere wahre Freistatt. Hier gilt es, den alltäglichen Umgang mit uns selbst zu pflegen, von unserer Einsamkeit so in Anspruch genommen, daß für den Umgang mit anderen Menschen und Dingen kein Platz bleibt: indem wir mit uns Zwiesprache halten und indem wir lachen, als hätten wir keine Frau und keine Kinder, kein Hab und Gut, kein Gefolge und keine Dienerschaft, auf daß, wenn wir sie eines Tages verlieren, es uns nichts Neues sei, ohne sie zurechtzukommen.“ (125)

Wie realistisch dieses umfassende Autarkie- und Autonomie-Ideal ist, sei dahingestellt. Es enthält auf alle Fälle unverzichtbare Gesichtspunkte zu Recht und Sinn einer eigenständigen Privat- und Intimsphäre.

Dass sich Montaignes Leben darin nicht erschöpfte, hat er in der Zeit seiner zweimaligen Tätigkeit als Bürgermeister von Bordeaux bewiesen. Auch sonst weiß seine Biographie von politischem und gesellschaftlichem Engagement zu berichten.

Als Summe seines Lebens dürfen die Worte gelten: „Recht zu leben – das sollte unser großes und leuchtendes Meisterwerk sein! Alle anderen Dinge wie Herrschen, Horten und Häuserbauen sind höchstensfalls Anhängsel und Beiwerk.“ (560)